

Jürgen Oelkers

## *Pädagogische Provinz: Goethe, Fichte und die Landerziehungsheime* <sup>\*)</sup>

Im Sommer 1985 feierte die Odenwaldschule - damals noch ein „Landerziehungsheim“ - ihren 75jährigen Geburtstag. Die Feier war ein Medienereignis und die Schule wurde auch bildungspolitisch herausragend gewürdigt. Der damalige hessische Kultusminister Karl Schneider<sup>1</sup> dankte dem Schulleiter Gerold Becker für die „erfolgreiche“ Arbeit, nicht ohne auf die herausfordernde Besonderheit der „pädagogischen Provinz“ aufmerksam zu machen.

- Ihre „Zöglinge“, sagte er zu Becker,
- entwickeln sich dort „weitgehend ungestört von äusseren Einflüssen“ und „ohne Hast“
- zu „autonomen Individuen“, die an „der Selbstverwirklichung ihrer Persönlichkeit arbeiten können“ (OSO-Hefte 1985, S. 38-41).

Die Inanspruchnahme Goethes geht auf Paul Geheeb zurück, der die Schule 1910 gegründet hatte. Geheeb war ein Kind der deutschen Lebensreformbewegung, die das Konzept der Odenwaldschule so nachhaltig bestimmt hat, dass noch fast hundert Jahre nach Gründung der Schule die historischen Errungenschaften in deutschen Medien angepriesen werden konnten. Auch Schulleiter Becker hat die Odenwaldschule immer wieder als „pädagogische Provinz“ bezeichnet, die als der Ort verstanden werden müsse, an dem Kinder gemäss ihrer Natur und ungestört aufwachsen können. Normale Schulen, soll man verstehen, können das nicht.

Am 11. April 2008 strahlte der bundesweite Sender Deutschlandradio ein Feature der Autorin Elke Suhr vom NDR-Hörfunk aus, das den Titel trug: „Werde, der Du bist - die Odenwaldschule“.<sup>2</sup> Paul Geheeb, der 1961 gestorben war, kommt in der Sendung mit einem historischen Tondokument so zu Wort. Gepflegt wird die Idylle, die das öffentliche Bild der Schule Jahrzehnte lang geprägt hat. Geheeb sagt im Originalton:

„Im Landerziehungsheim sollen die Kinder in reiner Luft, unverkümmert und unverbogen, sich zu wahren Menschentum entwickeln, bewahrt vor den Übeln der Zivilisation, von denen die Welt draussen voll ist. Unsere Kinder bilden den Mikrokosmos einer wirklich organischen, einheitlichen Lebensgemeinschaft“.

---

<sup>\*)</sup> Vortrag im Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin am 11. Dezember 2014.

<sup>1</sup> Karl Schneider (geb. 1934) war von 1984 bis 1987 hessischer Kultusminister.

<sup>2</sup> <http://www.dradio.de/download/92827>

„Pädagogische Provinz“ nennt Goethe in seinem späten Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre* eine Erziehungsanstalt, in der zur Ehrfurcht erzogen werden soll, was mit dem Programm der Odenwaldschule nur den entlegenen Ort und die Kontrollphantasie gemein hat. Die Erziehungsanstalten, die Goethe bei der Abfassung des Romans vor Augen hatte, etwa die Salzmannsche Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, waren total überwachte Schulgemeinschaften mit kleinen Schülerzahlen, die nur deswegen als Orte der neuen Erziehung hingestellt werden konnten. Und deren pädagogische Errungenschaften wie in Schnepfenthal der Turnunterricht oder die praktische Arbeit haben nichts mit der Episode in den Wanderjahren zu tun.

Philipp Emanuel von Fellenbergs Anstalten in Hofwyl bei Bern, die Goethe kannte, weil sein Patenkind Karl Wolfgang von Heygendorff<sup>3</sup> dort unterrichtet wurde, waren ein merkantiles Unternehmen, das Nachfrage erzeugen musste und darauf je nach Herkunft und Höhe des Schulgeldes mit speziellen Angeboten reagiert hat. Deutsche Adelskinder erhielten in einer Art Gymnasium wissenschaftlichen Unterricht, der sie auf ihre jeweiligen Laufbahnen vorbereiten sollte. Daneben gab es je nach Anlass eine Armenschule, eine Mädchenschule oder auch ein landwirtschaftliches Musterinstitut, ohne damit besondere pädagogische Profile zu verbinden. Aber die grossartigen Ziele machten Eindruck, auch auf Goethe, und eine Schulzeit in der Schweiz galt als besonders standesgemäss.

Die Odenwaldschule hat die „pädagogische Provinz“ als bildungsbürgerliche Anspielung verwendet, nicht zufällig gab es in der Jugendstil-Siedlung der Schule auch ein „Goethe-Haus“ und so die werbeträchtige Verpflichtung auf eine, wenn nicht *die* Grösse des deutschen Geistes. Andere Bezüge auf pädagogische Provinzen in der Aufklärungsliteratur (Greven Schalit 2012)<sup>4</sup> hat die Odenwaldschule nicht gesucht; „Goethe“ war einfach das geeignete Name-Dropping und diente dem Geschäftsmodell einer Privatschule, die schnell ihren Ruf aufbauen musste.

Die Zielgruppe waren schwierige Kinder mit bildungsbürgerlichem Hintergrund wie Klaus Mann oder Paul Lasker-Schüler, der Sohn der Dichterin. Die Odenwaldschule war die Adresse für die Notlagen und die Hoffnungen auf den doch noch möglichen Schulerfolg. Das reformpädagogische Konzept wurde dann oft wörtlich genommen und sorgte bei den Eltern für das Vertrauen und gute Gewissen, aber das liess sich bei neuen Kunden nur erreichen durch die Verweise auf das Bildungsbürgertum und die Anspielungen auf die „pädagogische Provinz“.

Mit Goethes Provinz sollte das musisch-künstlerische Konzept der Schule zu tun haben, aber die dafür geeigneten Lehrkräfte hat die Schule nie gefunden. Es reichte oft nicht einmal für den Instrumentalunterricht. Das Profil unter Schulleiter Becker ging in eine eher entgegengesetzte Richtung, nämlich die Angliederung eines berufsbildenden Abschlusses auf der gymnasialen Oberstufe. Ein „chemisch-technischer Assistent“ kommt in den Wanderjahren aber beim besten Willen nicht vor.

Die politische Adellung der „pädagogischen Provinz“ zur Anstalt der Gesellschaftsveränderung und Emanzipation spielt vor einem ganz anderen Hintergrund und hat zwei Protagonisten, die nur bedingt etwas mit Goethe zu tun hatten, nämlich Johann Gottlieb Fichte und Johann Heinrich Pestalozzi. Ein nicht unwesentlicher Teil dieser

---

<sup>3</sup> Karl Wolfgang von Heygendorff (1806-1895), der uneheliche Sohn des Grossherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, war von 1817 bis 1820 in Hofwyl.

<sup>4</sup> Die Arbeit vergleicht Johann Michael von Loens Roman *Der redliche Mann am Hofe* (1740) mit Goethes Wanderjahren.

Geschichte spielt in Zürich, ohne mit Goethes Schweizerreisen in Verbindung zu stehen. Pestalozzi war Bürger von Zürich und Fichte war dort Hauslehrer.

Johann Gottlieb Fichtes *Reden an die deutsche Nation*, die im Winter 1807/1808 in Berlin gehalten wurden, erschienen im Laufe des Jahres 1808 im Druck, nachdem die französische Besatzungsmacht die Veröffentlichung ursprünglich verbieten wollte. Die Reden sind ein Schlüsselwerk der politischen Bildung in Deutschland und waren bis 1945 für viele Autoren richtungweisend, darunter auch die beiden Oberlehrer Paul Geheeb und Hermann Lietz, die im Geiste Fichtes Landerziehungsheime gegründet haben, die praktischerweise auch als „pädagogische Provinz“ bezeichnet werden konnten, damals noch mit Verweis auf Goethe.

Der patriotische Grundton von Fichtes Reden muss vor dem Hintergrund der Kriege gegen das napoleonische Frankreich verstanden werden, allerdings erklärt das nicht, warum der Schweizer Pestalozzi hier eine Hauptrolle spielte. In der neunten Rede wird von einer „neuen Erziehung“ gesprochen, die im Volk einen frei denkenden Geist erzeugen und zur „höheren Vaterlandsliebe“ hinführen soll (Fichte, Werke Band VII/S. 400).

- Auf die Frage, wie das realisiert werden soll und wo diese radikal neue Erziehung anknüpfen kann, antwortete Fichte:
- „An den von Johann Heinrich Pestalozzi erfundenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausbildung befindlichen Unterrichtsgang soll sie sich anschliessen“ (ebd., S. 401).

„Unterrichtsgang“ ist ein anderes Wort für Methode. Erst mit der Berufung auf die Methode erhielt die neue Erziehung zur Rettung des Vaterlandes einen praktischen Unterbau, der die Vision machbar erscheinen liess. Die Methode des Unterrichts war der Garant für die Wirksamkeit.

Nur so waren die Reden keine Utopie und kein philosophisches Wunschdenken, was umso mehr galt, als die Methode ja direkt in Augenschein genommen werden konnte, bei Pestalozzi in seinem Erziehungsinstitut in Yverdon-les-Bains am Neuenburger See. Der von ihm entwickelte „Unterrichtsgang“, der in Yverdon praktiziert wurde, sollte die Richtschnur sein, mit der die deutsche „Nationalerziehung“ auf eine neue Grundlage gestellt werden konnte. Wie der Transfer vom neuen Kanton Waadt nach Preussen geleistet werden sollte, spielte bei Fichte keine Rolle, während tatsächlich künftige preussische Seminarlehrer Zeit in Yverdon verbracht haben, die als „Eleven“ Pestalozzis bekannt wurden.

Mit seiner Methode stand Pestalozzi für das, was bislang immer ausgeschlossen werden musste, nämlich „eine feste und sicher berechnete Kunst der Erziehung“ (ebd., S. 403), die auch ferne Ziele wie die Bildung einer neuen, rein der Sittlichkeit verpflichteten Generation erreichen würde. Dieses Ziel schwebte Fichte in seinen Reden vor, aber das Projekt der Erneuerung der deutschen Nation war gebunden an die Wirksamkeit der Methode, an die Fichte ebenso glaubte wie Pestalozzi.

In Goethes pädagogischer Provinz wird ein Bildungsgang beschrieben, der zu drei Ehrfurchten führt und ohne Methode auskommt. Zur höchsten Ehrfurcht vor sich selbst kann niemand methodisch geführt werden, vielmehr kann man sich nur selbst bilden und dieser Weg kann weder abgekürzt noch intensiviert werden (Goethe 1975, S. 143f.). Aber genau das

verspricht die Methode, den leichten und natürlichen Weg zum höchsten Ziel - Effizienzsteigerung würde man heute sagen.

Goethe wählte für die Bildung von Wilhelms Sohn Felix statt der Methode eine Metapher:

„Wir sehen unsere Schüler, sagte der Aufseher, sämtlich als Schwimmer, welche, mit Verwunderung, im Elemente, das sie zu verschlingen droht, sich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen sind; und so ist es mit allem, dessen sich der Mensch unterfängt“ (Goethe 1974, S. 7).

Fichte war als Hauslehrer in Zürich tätig gewesen und kannte Pestalozzi persönlich, also nicht nur aus der Literatur. Zuerst kam Fichte 1788 nach Zürich, er wanderte zu Fuss aus seinem Heimatdorf Rammenau an die Limmat und stand nach seiner Ankunft für anderthalb Jahre in den Diensten der Familie von Antonius Ott, dem Besitzer des „Gasthofs zum Schwert“ direkt am Weinplatz.<sup>5</sup>

Aus dieser Zeit sind einige Briefe und Tagebuchaufzeichnungen Fichtes überliefert, die sein pädagogisches Interesse zeigen, das insbesondere in heftigen Auseinandersetzungen mit seiner Dienstherrin Anna Dorothea Ott<sup>6</sup> geweckt wurde, die mit seinen Erziehungsmethoden nicht einverstanden war und ihn bei seiner Tätigkeit als Lehrer ihrer Kinder streng überwachte. Der spätere Jakobiner konnte in diesem Konflikt zwischen Mutter und einem Hauslehrer mit der Idee einer alternativen Erziehung seinen Widerstandsgeist schulen.

Fichte sollte den Sohn Hans Kaspar Ott und die ein Jahr jüngere Tochter Susanne erziehen, aber die Methoden waren seiner Dienstherrin zu liberal, die Fichte wiederum in einem Brief an seinen Bruder Gotthelf als „halsstarrig“ bezeichnete. Fichte, der studierte Theologe, wollte im Religionsunterricht auf den Katechismus verzichten und wie Jesus allein durch Gleichnisse lehren, was im kirchenfrommen Zürich doch auf einige Skepsis stiess und nicht nur Anna Dorothea Ott Kopfschmerzen bereitete. In Zürich hatte man seit 1534 einen eigenen Katechismus, den ein Hauslehrer aus Deutschland nicht in Frage stellen oder in seiner pädagogischen Bedeutung schmälern durfte. Daher wurde der Hauslehrer entlassen und nicht der Katechismus ausser Kraft gesetzt.

Fichte selbst galt als Wunderkind. Er stammte aus einer armen Handwerkerfamilie und konnte nur dank eines Stipendiums in Jena Theologie studieren. Als der Gutsherr, der ihn finanzierte, starb und das Stipendium nicht verlängert wurde, musste Fichte das Studium abbrechen und stand mittellos da. Es blieb ihm somit gar nichts anderes übrig, als sich mit 26 Jahren eine Stellung als Hauslehrer zu suchen, was im Übrigen auch examinierte Theologen tun mussten, wenn sie keine Stelle als Pfarrer fanden. Fichte traf wohl Ende September 1788 in Zürich ein und blieb dort bis Ende März 1790, um danach in Leipzig und später auch in Danzig weitere Hauslehrerstellen anzutreten. In diesem Sinne war er vom Fach.

---

<sup>5</sup> Das erstmals 1265 urkundlich erwähnte Haus war wurde seit 1421 als „Zürcherische Standesherberge“ geführt. Seit 1612 befand sich das Haus im Besitz der Familie Ott, die es über sieben Generationen hinweg nutzen sollte. In den Jahren 1762/1763 wurde die Liegenschaft gründlich renoviert. Antonius Ott (1748-1800) war seit 1780 Obmann der Zürcher Wirte und Mitglied des Grossen Rates. 1790 wurde er Rittmeister.

<sup>6</sup> Anna Dorothea Ott, geborene Rosenstock (1755-1836), wird in Fichtes „Tagebücher zur Erziehung der Ottschen Kinder“ mehrfach erwähnt.

Im Juni 1793 kehrte er nochmals nach Zürich zurück und wurde im Dezember des Jahres von dort aus an die Universität Jena auf einen Lehrstuhl für Philosophie berufen, wohlgerne ohne universitären Abschluss und ohne das Fach, das er lehren sollte, je studiert zu haben.<sup>7</sup> Im Winter des Jahres 1793 lernte Fichte Pestalozzi kennen, der in Richterswil am Zürichsee wohnte und das Haus seines Vetters Johann Hotz verwaltete, der sich für längere Zeit in Frankfurt aufhielt.<sup>8</sup> Auf dem Weg zu Pestalozzi begleitete ihn Maria Johanna Rahn,<sup>9</sup> die er am 22. Oktober 1793 in Baden geheiratet hatte (Schulthess 1793). Er war nicht nur deswegen mit den Zürcher Gepflogenheiten bestens vertraut und berief sich auf Pestalozzi nicht zufällig oder aus Verlegenheit.

Worauf sich Fichte in seinen Reden bezog, war Pestalozzis Schrift *Wie Gertud ihre Kinder lehrt*, die 1801 veröffentlicht wurde.<sup>10</sup> Der Untertitel des Buches lautete *ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten*, es handelte sich um einen Titel, den der Verleger kreiert hatte, eine bürgerliche Familie vor Augen und so einen Absatzmarkt. Statt Hauslehrer sollten die Mütter ihre Kinder unterrichten, ohne sie in die Schule schicken zu müssen. Den dazu nötigen Leitfaden lieferte Pestalozzi, der also gar nicht an Landerziehungsheime gedacht hat.

Heinrich Morf, Direktor des Waisenhauses in Winterthur und erster Biograph Pestalozzis,<sup>11</sup> beurteilte die Bedeutung von *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt* mehr als ein halbes Jahrhundert später so:

„Sie ist wohl die wichtigste, tiefsinnigste aller seiner pädagogischen Schriften. Nicht nur für jene Zeit war sie von immenser Bedeutung, sie ist es für alle Zukunft. Sein Genius spricht darin noch rein und in seiner Weise; *er steht noch unter Niemandes Einfluss*. Sie spiegelt das Bild des Edlen am treuesten; es sind *seine* Gedanken mit *seinen* Worten. Man wird hingerissen von der Fülle seiner Intuitionen, ich möchte sagen Offenbarungen, zu deren Träger er von der Vorsehung berufen war“ (Morf 1868, S. 252).

Fichte hat *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt* gründlich durchgearbeitet. Pestalozzi spricht hier tatsächlich davon, dass er einen „sicheren Faden“ gefunden habe, „aus dem sich eine allgemein psychologische Unterrichtsmethode herausspinnen lasse,“ die auf den „unerschütterlichen“ Gesetzen der Menschennatur beruhen würde (Pestalozzi Sämtliche

<sup>7</sup> Am 18. Mai 1794 traf Fichte in Jena ein und hielt fünf Tage später seine erste Vorlesung.

<sup>8</sup> Der Arzt und Chirurg Johannes Hotz (Hoze) (1734-1801) zog 1795 definitiv zu seiner Tochter nach Frankfurt. Der Besuch Fichtes in Richterswil wird in einem Brief Pestalozzis an Philipp Emanuel von Fellenberg im Dezember 1793 erwähnt.

<sup>9</sup> Marie Johanne (Maria Johanna) Rahn (1758-1819) war die älteste Tochter des Wagmeisters und Kaufmanns Johann Hartmann Rahn (1721-1795), der ursprünglich eine Seidenfabrik in der Nähe von Kopenhagen besessen hatte und mit dem Rest seines Vermögens nach Zürich gekommen war.

<sup>10</sup> *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten, in Briefen* (Bern und Zürich: Bey Heinrich Gessner 1801) (Pestalozzi Sämtliche Werke Band 13, S. 181- 359).

<sup>11</sup> Heinrich Morf (1818-1899) stammte aus einer Bauernfamilie in Nürensdorf im Kanton Zürich. Er wurde von April 1835 an unter dem damaligen Direktor Ignaz Thomas Scherr (1801-1870) im Seminar Künsnacht ausgebildet. Danach war Morf als Lehrer in Schwerzenbach tätig, wurde im Mai 1842 Vorsteher der Sekundarschule in Dürnten und wurde fünf Jahre später in gleicher Funktion nach Richterswil am Zürichsee berufen. Ende 1850 ging Morf als Lehrer für Pädagogik und Deutsch an das Lehrerseminar in Kreuzlingen. 1852 wurde er gegen den Widerstand der liberalen Lehrerschaft Seminardirektor in Münchenbuchsee in Kanton Bern, wo er 1860 jedoch abgewählt wurde. Am 1. Mai 1861 war Morf dann als Vorsteher der Waisenanstalt in Winterthur tätig.

Werke Band 13/S. 246). Das „Ganze alles Unterrichts“ soll auf „drey Elementarmittel“ zurückgeführt werden (ebd., S. 305), nämlich

- die *Zahl* und damit verbunden die Rechenkunst,
- die *Form* und damit verbunden die Messkunst, die Zeichnungskunst und die Schreibkunst
- sowie der *Schall* und damit verbunden die Tonlehre, die Wortlehre und die Sprachlehre  
(ebd., S. 259-304).

Zusammen ist von einem „ABC der Anschauung“ die Rede (ebd., S. 303). Die Kinder lernen die verschiedenen Künste und Lehren, indem sie von den Elementen ausgehen, also von einfachen Zahlen, elementaren Formen und dem Schall der Töne. Die Methode soll dazu führen,

„den Kindern die Fundamente eines Faches so einleuchtend zu machen, dass sie, in jeder Stufe ihres Lernens dasjenige, was sie können, sich bis zur Vollendung eigen machen müssen, so dass sie in jedem Fall, in so weit sie vorgeschritten sind, auch unbedingt als Lehrmeister ihrer jüngeren Geschwistern, angesehen werden können“ (ebd., S. 314).

Eine Schule wäre so überflüssig, mit dem Methodenbuch kann jeder jeden erfolgreich unterrichten. Schulkritik findet sich auch bei Goethe, die Lehr- und Wanderjahre sind dem Leben und nicht der Schule gewidmet, die aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch gar nicht entwickelt war und der die Staatsmacht weitgehend fehlte. Vielleicht deswegen wurden die allgemeine Bildung und alle ihre Anstalten von Goethe auch als „Narrenpossen“ bezeichnet (Goethe 1974, S. 38). Die Idee der Laienbildung ohne Priester- oder Pädagogenstand ist im übrigen calvinistischer Herkunft und war noch für Pestalozzi eine Option - für die Mütter, nicht für die Väter.

Der mit der Methode verbundene Anspruch war gewaltig: Es kann, so Pestalozzi, nicht zwei oder mehr gute Unterrichtsmethoden geben, nur eine ist gut und das ist allein die, die „vollkommen auf den ewigen Gesetzen der Natur“ beruht, also *seine*; alle anderen Methoden sind schlecht, und davon gibt es unendlich viele (ebd., S. 329). Er glaubte tatsächlich, die ultimative Methode gefunden zu haben und allen das machte Eindruck, paradoxerweise vor allem bei den Erziehungsbehörden und im Pädagogenstand.

Aber die Methode war nichts als eine grossspurige Verheissung, die schon deswegen nicht einleuchtet, weil praktische Künste und didaktische Lehren nicht in die Elemente der Sinneserfahrungen zerlegt werden können, sondern je eigene Anfangsgründe haben. Man lernt nicht Singen durch den Schall und nicht Schreiben durch die Form der einzelnen Buchstaben, die sinnliche Anschauung hat nicht einfach Rohdaten vor sich, die gesteuert durch Naturgesetze zu höheren Künsten entwickelt werden können, wozu nicht mehr notwendig sein soll, als dass sie Reihen bilden. Wenn es elementare und entwickeltere Zustände gibt, dann der Künste und Lehren selbst.

Fichte hat einfach die Ankündigung der Methode für die Praxis genommen, darauf vertrauend, dass Pestalozzi in Iferten das „ABC der Anschauung“ bereits entwickelt und so die Methode auf eine sichere Grundlage gestellt habe.

- Pestalozzis Behauptung, mit der Methode eine „l ü c k e n l o s e S t u f f e n-

- folge“ aller Entwicklungsmittel des Geistes und der Gefühle herstellen zu können
- und dies vom Anfangspunkt der Erkenntnis bis zur Vollendung (ebd., S. 348/349), wurde nicht überprüft, sondern vor allem wegen der sittlichen Ziele übernommen.
- Tatsächlich hat Pestalozzis Methode nie eine wirklich operative Gestalt angenommen, sie existierte nur in unterschiedlich elaborierten Entwürfen und mehr oder weniger missglückten Versuchen.

Einer der Warner war Goethe. Er spricht am 20. Oktober 1811 in einem Brief an den Weimarer Gymnasiallehrer und Schulreformer Franz Passow von der „babylonischen Verwirrung, welche durch den Pestalozzischen Erziehungsgang Deutschland ergriffen“ habe (Goethe 1965, S. 169)

Und tatsächlich, wer nach Yverdon reiste, hat nicht „die“ Methode in Augenschein nehmen können, sondern eher ein ständiges Missmanagement angesichts chaotischer Verhältnisse, was nicht wenige Besucher auch so wahrgenommen haben. Ihre Berichte zeigen deutlich die Diskrepanz zwischen den pädagogischen Absichten und den erfahrbaren Realitäten, was den Aufstieg Pestalozzis zum Vorzeigepädagogen nicht behindert hat. Das sollte sich mit den Landerziehungsheimen wiederholen. Die Berufung auf Goethe, Fichte und Pestalozzi schützte sie vor kritischen Nachfragen und anders als in Iferten spielten diesmal auch die Besucher mit. Sie wollten Jahrzehnte lang die Kleider des Kaisers sehen.

Am 23. Februar 1951 schrieb Paul Geheeb einen Brief an seinen Freund Adolphe Ferrière in Genf. Ferrière war einer grossen Apologeten der Landerziehungsheime und ihr erster Propagandist in der französischen Welt. Um Ideologie der Landerziehungsheime sollte es auch in diesem Brief gehen. Geheeb beantwortete eine „Frage betreffs Fichte“, die Ferrière ihm gestellt hatte, der als Romand mit der deutschen Kultur und Philosophie nicht übermässig vertraut war.

Geheeb bezeichnet sich als „wirklichen Kenner“ des Werkes von Johann Gottlieb Fichte, was allerdings weitgehend reduziert auf die *Reden an die deutsche Nation* verstanden werden muss. Von Fichtes Ich-Philosophie oder von seiner Wissenschaftslehre hat Geheeb nichts verstanden, wohl aber hat er begriffen, wie die pädagogische Radikalität der Reden zu nutzen war, nämlich zur Legitimation seiner eigenen Schulgründungen. Geheeb schrieb aus dem Kanton Bern nach Genf, er war Leiter der Ecole d’humanité im Berner Oberland, die sich auf die Beschulung von Flüchtlingskindern spezialisiert hatte.

Fichtes „Reden“ gipfelten darin, von einer neuen Erziehung nichts weniger zu erwarten als die Geburt einer neuen deutschen Nation innerhalb einer einzigen Generation. Voraussetzung war eine abgeschiedene „pädagogische Provinz“, die von wohlmeinenden Erziehern kontrolliert wurde. Geheeb berief sich in dieser Hinsicht direkt auf Fichte, und dies nicht nur in dem Brief an Ferrière. Fichte, so Geheeb, habe in seinen Reden „zum ersten Male die Forderung“ erhoben, „Landerziehungsheime zu gründen“. Fichte zeichnete „ihr Urbild,“ das Hermann Lietz dann, sich an „Fichtes Wortlaut haltend“, zu verwirklichen suchte (Geheeb 1970, S. 54).

Diese Gründungslegende hat die Geschichte der deutschen Landerziehungsheime geprägt, auch wenn Fichte keine Eliteschulen für die deutsche Oberschicht vor Augen hatte und die ganze Reform nur auf *eine* Generation beziehen wollte, in der die Erneuerung der Nation vollzogen sein musste.

- Aber Erziehung wurde von Fichte als pädagogische Mission verstanden,
- die der Erneuerung der Gesellschaft dienen sollte, realisiert an abgelegenen Orten,
- in denen „die Kinder in gänzlicher Absonderung von den Erwachsenen mit ihren Lehrern und Vorstehern zusammenleben sollen“ (Fichte 1971, S. 422).

Das Argument geht im Kern auf Rousseau zurück: Die Gesellschaft ist zu verdorben, als dass man ihr die Erziehung der Kinder überlassen dürfe. Und nur die neue Erziehung führt zu einer besseren Gesellschaft. „Neu“ heisst radikal neu, also ist gekennzeichnet durch einen wirklichen Bruch mit der Vergangenheit; und einzig die Landerziehungsheime, schrieb Paul Geheeb 1911, bilden eine solche Option für die Zukunft von Kultur und Gesellschaft. Sein Artikel ist mehrfach nachgedruckt worden und bildet so etwas wie ein Programm. Die Odenwaldschule selbst hat sich rund hundert Jahre lang so gesehen.

Geheeb schrieb 1912: „Dem Landerziehungsheime, als der zur pädagogischen Lebensgemeinschaft erweiterten Familie, wird die Zukunft gehören. Seinem Familiencharakter entsprechend, umfasst es grundsätzlich die Jugend von ihrem zartesten Alter bis zum Eintritt ins praktische Leben oder zum Übergange auf die Hochschule.“

„Gerade das Zusammenleben der verschiedenen Lebensalter bringt einen unendlichen inneren Reichtum, eine Fülle von Lebensformen, einen wunderbare Mannigfaltigkeit sozialer Beziehungen und Pflichten hervor; und organisatorischer Kunst und pädagogischer Weisheit wird es immer gelingen, der kleinen Schwierigkeiten mehr technischer Art Herr zu werden, die bisweilen Veranlassung zur Gründung verschiedener Heime für die einzelnen Altersstufen gegeben haben“ (Geheeb 1912, S. 106).

Mit dem letzten Hinweis war Geheeb's Konkurrent Hermann Lietz gemeint, dessen Landerziehungsheime nach drei Altersstufen unterschieden waren, die an getrennten Orten erzogen wurden. Geheeb wollte eine einzige „pädagogische Lebensgemeinschaft“ für alle Kinder bis zum Jugendalter, die mit den Erwachsenen zusammenleben und so die Trennung von Schule und Leben aufheben, ein Traum der Pädagogik seit Pestalozzi. An die Schule als Lebensgemeinschaft wurden höchste Erwartungen geknüpft, vorausgesetzt ein abgeschiedener Ort im Odenwald. Diese Idee ist nie hinterfragt worden und galt als bis vor kurzem als grosser pädagogischer Fortschritt, der die staatlichen Schulen stets schlecht aussehen liess.

Von einer wohltuenden „pädagogischen Provinz“ war ständig die Rede, ohne je auf das Original bei Goethe zu verweisen. Die Metapher hatte sich verselbständigt, auch in dem Sinne, dass es gelang, Assoziationen an eine provinzielle Erziehung zu vermeiden. Die Odenwaldschule war pädagogische Avantgarde, weil sie mehr und besseres bieten konnte als die konventionellen Schulen und die engen Familien, aus denen die Kinder kamen. Auf Goethe hätte man sich kaum berufen können. In den Wanderjahren heisst es: „Im Durchschnitt sind ... die Menschen am glücklichsten, die ein angebornes, ein Familientalent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit erhalten“ (Goethe 1974, S. 27).

Die Realität hinter der Gründungslegende der Landerziehungsheime sah weitaus profaner aus. Privatschulen für den Adel und das wohlhabende Bürgertum wurden im ausgehenden 18. Jahrhundert als Konkurrenz zu den Hauslehrern gegründet, weil es kostengünstiger war und pädagogisch ertragreicher schien, Schülerkohorten in Internaten zu

unterrichten als Hofmeister für einzelne Kinder anzustellen. Beispiele für solche Internate sind etwa:

- Das Seminarium von Marschlins und später Reichenau in Graubünden (1761-1777, 1793-1798),
- das Philanthropinum in Dessau (1774-1783),
- das Erziehungsinstitut von Christian Gotthilf Salzmann in Schnepfental (1784-1935)
- oder das von Philipp Emanuel Fellenberg gegründete „Institut für Söhne höherer Stände“ in Hofwyl bei Bern (1808-1848).

Privatschulen waren Mitte des 19. Jahrhundert keine Ausnahmeerscheinung mehr. So gab es 1859 allein in den preussischen Provinzen Posen, Pommern und Schlesien fast 700 privat geführte Schulen, die weitaus meisten befanden sich zu diesem Zeitpunkt noch in kirchlicher Trägerschaft (Centralblatt 1859, S. 121-125).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden zahlreiche Schulen in privater Trägerschaft, die auf die Begrenzungen des staatlichen Angebotes reagierten, etwa im Bereich der Höheren Mädchenbildung oder der kaufmännischen Ausbildung in Handelsschulen. Daneben gab es aber immer auch Privatschulen mit eigenem pädagogischem Profil wie die heute noch bestehende Musterschule in Frankfurt (gegründet 1803), die Israelitische Freischule in Hamburg (1815-1933) oder das Beust'sche Institut in Zürich (1854-1912).

Die Geschichtsschreibung zur deutschen Reformpädagogik hat sich stark auf Privatschulen bezogen, allerdings nicht auf die drei zuletzt genannten, die nicht zur Epoche gezählt wurden, wenngleich sie viele Merkmale teilten, aber eben nicht die Gründungslegenden. Ausserdem waren sie wohl Reformschulen, aber keine Internate an einem abgelegenen Ort. Sie verfügten über eine viel bessere Unterrichtsorganisation als die Landerziehungsheime, aber ihnen fehlte der rousseauistische Mythos der Erneuerung des Menschen fernab der Gesellschaft.

Die deutschen Landerziehungsheime wurden lange als Modellschulen angesehen, obwohl von ihnen keine Breitenwirkung ausgehen konnte und die pädagogischen Errungenschaften, die allein diesen Schulen zugeschrieben werden können, durchaus bescheiden sind. Es gibt in der Schulentwicklung keinen exklusiven Ort der Erfindungen, also nicht wirklich eine „pädagogische Provinz“, von der alle andern lernen können, wie der wahre Weg der Erziehung beschaffen ist.

Von Modellschulen oder „musterhaften Instituten“ (Forel 1901, S. 64) war im Blick auf die Landerziehungsheime von Anfang an die Rede und dies nicht etwa nur begrenzt auf die damalige Pädagogik. Viele Ärzte sahen in diesen Gründungen einen Ausweg aus den modernen Bedrohungen der Gesundheit. Und die Gesundheitserziehung kam auch beim Militär gut an, Hermann Lietz sogar regelmässig paramilitärische Übungen veranstaltet, was ihn nicht davon abhielt, sich auf Goethe und die „pädagogische Provinz“ zu berufen (Oelkers 2011).

Der Waadtländer Psychiater Auguste Forel, der seit 1879 als Professor für Psychiatrie an der Universität Zürich tätig war, stilisierte die Landerziehungsheime zum entscheidenden Mittel zur Beförderung der Nervenhygiene (Forel 1905), ohne daran zu denken, wie klein diese Schulen waren und mit welchen Schülern sie es tatsächlich zu tun hatten. Die Idee war

einfach nur, dass es auf dem Lande gesünder zugehe als in der Stadt und deswegen die neue Erziehung dort stattfinden müsse. Rousseau und Fichte waren also sehr präsent.

Viele Landerziehungsheime waren medizinisch beeinflusst und gehörten der Lebensreformbewegung an, die Gesundheit, Abstinenz und Naturheilkunde auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Ein Beispiel bezieht sich auf Joseph Longo,<sup>12</sup> der 1898 in Mödling bei Wien das erste österreichische Landerziehungsheim gründete, das lebensreformerisch ausgerichtet war. Ein anderes Landerziehungsheim „für nervöse Kinder“ - Knaben - befand sich in Grinzing im Norden der Stadt Wien und wurde 1910 gegründet.<sup>13</sup>

Träger war zunächst ein eigener Schulverein, 1912 übernahm dann der Verein „Österreichisches Landerziehungs-Heim“ die Trägerschaft. Gelegentlich waren die Landerziehungsheime auch nur Heime ohne eigenen Schulbetrieb. Diese sehr verschiedenen Heime oder Internatsschulen hatten einen gemeinsamen Zweck: Sie sollten die Kinder vor den Gefahren der Grossstadt schützen. Dazu zählten Alkoholismus, soziale Verwahrlosung und sexueller Missbrauch, alles Themen, die in Goethes pädagogischer Provinz nicht vorkommen.

Nicht alle Institutionen, die sich als „Landerziehungsheime“ bezeichneten, wurden gleich wahrgenommen. Ihre genaue Zahl ist unbekannt, aber man kann von etwa fünfzig Reformanstalten mit pädagogischem Profil im deutschen Sprachraum vor dem Ersten Weltkrieg ausgehen.<sup>14</sup> Zum Vergleich: Alleine in Preussen gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehr als 36.000 öffentliche Volksschulen. Wir sprechen also über eine winzige Minderheit, die grosse Aufmerksamkeit erhielt.

Von dieser Minderheit wurden nur ganz bestimmte Schulen einer grösseren Öffentlichkeit auch wirklich bekannt, nicht zufällig waren es solche mit einer Gründungslegende und einem pathetischen Programm.

- Dazu gehörten die Deutschen Land-Erziehungs-Heime von Hermann Lietz,
- die Freie Schulgemeinde Wickersdorf,
- die Odenwaldschule,
- oder auch das Landschulheim am Solling.

Die weitaus meisten dieser Gründungen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts blieben unbekannt oder waren nur von lokaler Bedeutung. Sie sind heute fast alle vergessen, es waren Episoden der Bildungsgeschichte und keine Modellschulen, die noch immer vorbildlich wären. Dazu zählen etwa

---

<sup>12</sup> Joseph Longo (1869-1953) war Professor an der Landwirtschaftlichen Lehranstalt „Francisco-Josephinum“ in Mödling, die 1869 gegründet worden war. Er lehrte hier Geschichte, Geographie, Deutsch und Staatskunde.

<sup>13</sup> Mitbegründerin war Julie Wassermann-Speyer (1876-1963), die erste Frau des Schriftstellers Jakob Wassermann (1873-1934). Das Ehepaar wohnte in Grinzing.

<sup>14</sup> Friedrich Grunder, Leiter des Landerziehungsheims Schlosshof Hallwill im Aargau, zählt 32 Schulen in Deutschland, der Schweiz und Österreich (Grunder 1916, S. 203/204). Konsultiert man Führer durch das Privatschulangebot vor dem Ersten Weltkrieg, dann liegt die Zahl höher (Führer 1914).

- Das Landerziehungsheim Schloss Marquartstein in Oberbayern (gegründet 1928).<sup>15</sup>
- Das vegetarische Landerziehungsheim Schloss Michelbach an der Bilz (gegründet 1925).<sup>16</sup>
- Das Landerziehungsheim Elisabethenhöhe in Wutha bei Eisenach in Thüringen (gegründet nach 1917).
- Das Landerziehungsheim Albisbrunn in Hausen am Albis im Kanton Zürich (gegründet 1925).<sup>17</sup>
- Das koedukative Landerziehungsheim Laubegast bei Dresden (gegründet 1903).<sup>18</sup>
- Das katholische Landerziehungsheim St. Josef in Landau-Queichheim (gegründet 1910).
- Die „Freiluft, Garten- und Waldschule“ auf der Stuttgarter Gänsheide (gegründet 1908).<sup>19</sup>

Es gibt noch wesentlich mehr Namen, darunter auch noch andere aus der Schweiz, wie das Landerziehungsheim Schloss Glarisegg am Bodensee, das vergleichsweise gut dokumentiert ist, ohne bislang je kritisch untersucht worden zu sein. Das Landerziehungsheim in Glarisegg ist 1902 gegründet und 1988 geschlossen worden. 86 Jahre Existenz sind im Thurgauischen Staatsarchiv in Frauenfeld gut dokumentiert. Erste Auswertungen liegen vor (Labhart 2014, Labhart 2014a) und zeigen sowohl Fälle sexuellen Missbrauchs als auch Entlassungen wegen Alkoholkonsums oder starken Elterndruck wegen schlechtem Unterricht und mangelhaften Leistungen.

Die Odenwaldschule berief sich in ihrer Selbstsicht auf „Heroen“ des Geistes, zu denen neben Goethe und Platon auch Fichte, Schiller, Wilhelm von Humboldt, Pestalozzi und der griechische Dichter Pindar zählten (Geheeb 1970, S. 54). Dahinter verbirgt sich keine Bildungstheorie, wie man vermuten könnte, sondern die Abgrenzung von der Staatsschule. Sie war der kinderfeindliche, bürokratisierte Hauptfeind, von dem man sich wirkungsvoll unterscheiden musste und wäre bei Gründung im Kaiserreich wirkungsvoller gewesen als die deutsche Bildungstradition?

---

<sup>15</sup> Der Gründer, Hermann Harless (1887-1961), war ein Schüler von Hermann Lietz und arbeitete bis 1920 an der Odenwaldschule. Die Schule im Schloss Marquartstein bestand bis 1958, von 1940 an konnte sie Abiturprüfungen abnehmen. 1943 wurde sie verstaatlicht. Die koedukative Schule ist am 13. Oktober 1928 mit sechzehn Schülerinnen und Schülern eröffnet worden.

<sup>16</sup> Die Schule wurde von Ludwig Wunder (1878-1949) gegründet und bestand bis 1945. Wunder hatte bei Lietz gearbeitet und schon zuvor einige Schulen gegründet.

<sup>17</sup> Das Heim war kein Schule, sondern eine Anstalt für Kinder und Jugendliche, die als „gestört“ oder „entwicklungsgehemmt“ galten. Ende 1925 waren dort 45 Jungen untergebracht. Der Leiter war von 1925 bis 1929 der Zürcher Heilpädagoge Heinrich Hanselmann (1885-1960). Finanziert wurde die Anstalt von dem Winterthurer Mäzen Oskar Reinhart (1885-1965).

<sup>18</sup> Der Gründer war Hermann Hoffmann, der zuvor als Lehrer am Landerziehungsheim Ilseburg tätig war.

<sup>19</sup> Gegründet durch Carl Christoph Eugen Henschen (1866-1921). Trägern war der Verein „Reformschule Stuttgart“. Nachfolgerin von Henschen als Direktorin wurde Ida Uhland. 1932 wurde die Schule von der evangelischen Kirche gekauft.

Nur die Odenwaldschule handelt im Geiste der grossen Geister, sollte man glauben, aber das galt nur in dem Sinne, dass es für jeden der Heroen im Schuljahr Gedenktage gab und der Schulleiter im Speisesaal Ansprachen hielt, die erzieherisch wirken sollten und die Schüler langweilten. Karl Heinz Bohrer (2012) beschreibt in *Granatsplitter*, mit welcher Peinlichkeit das platonische Bildungspathos verbunden war, das Georg Picht seinen Schülern als Direktor des Landerziehungsheims Schule Birklehof im Schwarzwald zumutete. Organisation und Unterricht an den Schulen hatten damit nichts zu tun, während das Publikum Pathosformeln hören wollte.

Die Schülerinnen und Schüler der Odenwaldschule wohnten mit einem Lehrer als „Oberhaupt“ in pädagogischen „Familien“, für die eigene Häuser zur Verfügung standen; diese Häuser wurden nach den Heroen der Bildung benannt, bei denen auch Platon, Herder und Pestalozzi nicht fehlen durften. Für die bildungsbürgerlichen Kunden der Schule war damit ein starker Symbolwert verbunden, der die Mission der Schule nochmals überhöhte, weil man die grössten Namen der abendländischen Bildung auf seiner Seite wusste. Ein höherer Bezugspunkt ist für eine Schule nicht möglich.

- Doch wenn die Odenwaldschule in einem Prospekt aus dem Jahre 1930 damit wirbt, sie bilde die Persönlichkeit des Kindes und dabei Pindars Wort „werde, der du bist“ zitiert,<sup>20</sup>
- dann ist damit für die Praxis nichts gewonnen - ausser einem in der Tat mächtigen rhetorischen Schein.
- Profan mussten die Kosten gedeckt und so die Schülerzahlen gehalten werden.
- Die Schule war ständig in finanziellen Schwierigkeiten und musste genügend Nachfrage erzeugen, um über die Runden zu kommen. Daher musste alles versucht werden, Abmeldungen zu vermeiden, wie etwa der Briefwechsel des Schulleiters zeigt.

Am 4. September 1930 schrieb Paul Geheeb einer Schülerin, die an eine staatliche Schule wechseln wollte, weil ihr das erste Jahr an der Odenwaldschule nicht viel gebracht hatte, dass dies die „kapitalste Dummheit“ wäre. Sie, die Schülerin, sei von ihrem Charakter her „ganz und gar egozentrisch und sozusagen von Natur aus asozial“; nur in der Odenwaldschule könne sie das „ABC ihrer Menschwerdung“ lernen. Auch sei es für sie günstig, „dass vom nächsten Jahr ab das Abiturium in unserer Schule stattfindet (ebd., S. 68/69).

Nicht immer jedoch ging es Geheeb's Briefen nur darum, den Bestand seiner zahlenden Schülerschaft zu erhalten. Der Mutter eines dreizehnjährigen Schülers, den er als „ungewöhnlich träge und phlegmatisch“ einschätzt, empfiehlt Geheeb „etwas mehr von der alten Dressurmethode“ (ebd., S. 92).

Ein anderer Schüler wurde fristlos entlassen, weil er seinen Eltern von Scharlacherkrankungen berichtet hatte und vorzeitig in die Ferien abreisen wollte (ebd., S. 93). In den Augen Geheeb's hatte er damit die Schule in ein schlechtes Licht gerückt und war für die Gemeinschaft nicht mehr tragbar. In einem weiteren Brief wird einer Mutter geschildert, dass ihre dreizehnjährige Tochter auf einer Bahnfahrt mit Geheeb fremden Jünglingen Blicke zugeworfen und sich ihnen gegenüber „in ekelhaftem Grade herausfordernd“ benommen habe (ebd., S. 94/95).

<sup>20</sup> Zweite Pythische Ode, 72. Die Übersetzung geht auf Hölderlin zurück.

Dem Vater einer fünfzehnjährigen Schülerin schreibt Geheeb, dass der „intensive Verkehr mit der sozialistischen Jugend“ die Entwicklung seiner Tochter gefährde (ebd., S. 97). Eine verwitwete Mutter muss lesen, es sei eine „nicht zu erschütternde Tatsache“, dass „ein einzelnes Kind in den Händen seiner verwitweten Mutter nicht gedeihen kann“ (ebd., S. 105). Wer das tut, kann „ein Verbrechen begehen“ (ebd., S. 106). Und wiederum andere Eltern werden vor die Wahl gestellt, ob sich ihre Tochter „zu einer mehr oder weniger unglücklichen, ausschliesslich auf Genuss eingestellten Weltdame oder zu einem mehr oder weniger glücklichen, arbeitsamen Menschen entwickeln soll“ (ebd., S. 111).

Eine siebzehnjährige Schülerin erhält mit Datum vom 6. April 1932 einen Brief, in dem Geheeb auf die „Beziehung“ zwischen ihm und ihr eingeht. Sie hatte ihm zuvor geschrieben und er verstand ihren Brief so, dass sie den Eindruck gewonnen habe, „etwas Fremdes“ sei in die Beziehung getreten. Tatsächlich, so Geheeb, sei ihm in der letzten Woche klar geworden, „wie armselig doch Deine Beziehung zu mir ist“. Der Grund, schreibt der Schulleiter an die von ihm abhängige junge Frau, ist „Deine Unaufrichtigkeit“. Dann heisst es:

„Damit Du mich nicht missverstehst: von Aufrichtigkeit in der Beziehung zweier Menschen zueinander kann nur dann die Rede sein, wenn der eine dem andern gegenüber immer ganz und unbedingt wahr ist, nicht nur dann, wenn es ihm gerade in den Kram passt, und nicht jedesmal unwahr, wenn er sich sonst irgendwie blamieren oder in eine, wie ihm scheint, unangenehme Situation kommen würde“ (ebd., S. 104).

Über den tatsächlichen Charakter dieser „Beziehung“ ist nichts näher bekannt.<sup>21</sup> Gerüchte über die Odenwaldschule gab es seit dem Ersten Weltkrieg, doch die historische Aufarbeitung dieser Seite der Geschichte beginnt gerade erst. Die Selbstsicht war vom „pädagogische Eros“ geprägt und hatte manifeste Folgen.

Geheeb's zahllose Briefe an ehemalige Schülerinnen waren oft erotisch aufgeladene Liebesbezeugungen einschliesslich einem „äusserst intensiven Erkunden nach pikanten Details“ (Siegenthaler/Vellacott 2012, S.105). Umgekehrt sahen viele Ehemalige in ihm nie einen „Freund“, sondern zeitlebens immer ein Idol, einen Mann, der sich selbst „bewusst oder unbewusst als aktiver Verführer“ inszeniert hat (ebd., S. 104, 107). Geheeb verstand es auch, Ehemalige brieflich unter Druck zu setzen und die ja längst beendete Beziehung einzuklagen, also die Altschüler weiter von sich abhängig zu halten, was jeder Emanzipationspädagogik widerspricht, für die Geheeb doch stehen soll.

Begründungen, warum der „Eros“ das Leben in den Landerziehungsheimen prägen sollte, konnten in den zwanziger Jahren an verschiedenen Stellen gelesen werden (etwa: Dr. K.M. 1924).<sup>22</sup> Meistens geschah das unter Rückgriff auf das griechische Konzept der platonischen „Knabenliebe“, die theoretisch von manifesten sexuellen Handlungen abgegrenzt wurde (ebd., S. 318). Nur so konnte von einem „pädagogischen Eros“ die Rede sein, der sich nicht gleich vom Begriff her verdächtig macht und als „notwendige Forderung einer wirklich

<sup>21</sup> Keine einzige der wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten über die Odenwaldschule geht auf „Beziehungen“ zwischen den Lehrern und den Schülern näher ein. Es gibt keine Interviewstudien mit Ehemaligen und auch keine diesbezügliche Auswertung der diversen Nachlässe.

<sup>22</sup> Der Artikel wurde in der Zeitschrift „Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur“ veröffentlicht. Die Zeitschrift wurde von Adolf Brand (1874-1945) herausgegeben und erschien zwischen 1896 und 1932; es war die erste homosexuelle Zeitschrift überhaupt, in der etwa Thomas Mann publizierte, sein Sohn Klaus Mann, Erich Mühsam oder Theodor Lessing.

modernen Erziehungsanstalt“ hingestellt werden kann, deren Ort einzig die Landerziehungsheime sein können (ebd., S. 319). Eine Gefahr ist nur, „dass es nicht genug ‚erotisch‘ veranlagte Erzieher gibt“ (ebd., S. 320).

In einem Buch über *Freundschaft und Sexualität*, das 1927 in sechster Auflage erschien, findet sich der Satz: „Die Pädagogik ist das eigentümlichste Feld des Päderasten“ (Placzek 1927, S. 66),<sup>23</sup> denn hier sei Knabenliebe in der reinsten Form notwendig. Verfasser des Buches war der Berliner Nervenarzt und Gerichtsgutachter Siegfried Placzek.<sup>24</sup> Er gab an, von einem „Lehrer draussen an der Front“ eine Abhandlung über „die seelischen Wechselbeziehungen von Lehrer und Schüler“ erhalten zu haben (ebd., S. 60), die er zum Abdruck bringe. Zu prüfen ist das nicht.

Die Abhandlung ist überschrieben mit „Die Knabenliebe als Kulturfaktor“ (ebd., S. 61-72). Hier heisst es:

„Das Verhältnis zu einem edlen Homosexuellen“ - über den auch gesagt wird, nur er könne letzten Endes ein „ganz grosser Lehrer“ sein - erspart „dem Knaben und Jüngling sehr viel Zeit. Was andere erst mühsam nach vielen Irrwegen haben erwerben müssen, das wird hier dem Knaben in wesentlich erleichterter Form geschenkt“ (ebd., S. 66).

Placzek distanzierte sich von dieser These, kritisierte auch die Apologeten des pädagogischen Eros mit Nachdruck und hielt es für ausgeschlossen, dass zwischen „erotisch“ und „sexuell“ eine scharfe „Trennungslinie“ gezogen werden kann, wie in der einschlägigen Literatur regelmässig behauptet wurde (ebd., S. 72).

Tatsächlich kamen Missbrauchsfälle in der verzweigten Szene der Landerziehungsheime immer wieder vor. Manche von ihnen waren gerichtsnotorisch und von denen spielten einige in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf, die von dem Philosophen und Schriftsteller Gustav Wyneken konzipiert und zeitweise auch geleitet wurde. Wickersdorf ist ein winziger Ort auf der Saalfelder Höhe im Thüringer Wald und wiederum extrem abgelegen. Hier spielt die wohl dramatischste Geschichte der deutschen Reformpädagogik.

Der Ausdruck „Freie Schulgemeinde“ soll andeuten, dass es sich nicht um eine Schule, auch nicht um ein Landerziehungsheim, sondern um eine geistige Gemeinschaft handelt, in der frei gelebt und gelernt werden kann (Die Freie Schulgemeinde 1912). Tatsächlich war auch hier die Realität viel profaner. In der Schülerschaft gab es ständig Fluktuationen, weil der von den Eltern einzig akzeptierte Zweck des Schulbesuchs, das Bestehen einer schulischen Prüfung, gefährdet schien oder nicht erreicht wurde.

- Auch die Lehrerschaft und die Schulleitungen wechselten häufig.
- Zwischen 1906 und 1922 beschäftigte die Schule bei etwa 10 Stellen 124 verschiedene Lehrkräfte,
- die oft kein ganzes Jahr an der Schule blieben und meistens auch über gar keine pädagogische Ausbildung verfügten.

<sup>23</sup> Die Sperrung im Text entfällt im Zitat.

<sup>24</sup> Siegfried Placzek (1866-1946) promovierte 1889 in Medizin und war Mitarbeiter am Institut für Staatsarzneikunde in Berlin. Er war in verschiedenen Bereichen medizinischer Fachgutachter und arbeitete auch als Gerichtsmediziner.

- Dennoch galt die Freie Schulgemeinde in den zwanziger Jahren als revolutionäres Experiment, dessen Realität nicht interessierte.

Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf ist im Herbst 1906 auf einem leer stehenden Gutshof gegründet worden. Es handelte sich um eine Abspaltung der Lietzschen Landerziehungsheime, die zu diesem Zeitpunkt in Ilsenburg am Harz sowie in Haubinda in Thüringen bestanden haben. Eine Gruppe von Lehren hatte sich im Streit von Lietz losgesagt, sie bestand aus Gustav Wyneken, Paul Geheeb, Martin Luserke und August Halm. Goethe war insofern präsent, als Wyneken seinen Sohn Wolfgang nannte.<sup>25</sup>

Die Gründung der Freien Schulgemeinde ging also von Haubinda aus; die Schule ist 1901 gegründet worden. Die Trennung erfolgte, als die Schule im Frühjahr 1906 in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, für die Lietz, der Besitzer, den Leiter Geheeb verantwortlich machte. Am 21. Juni 1906 kündigte Geheeb seine Stellung. Wyneken und er leiteten Wickersdorf zunächst gemeinsam, wobei es immer wieder zu Spannungen kam. Im April 1909 verliess Geheeb mit zerrütteten Nerven die Freie Schulgemeinde Wickersdorf, kurte sich aus und gründete ein Jahr später die Odenwaldschule - Mit den Geldern seiner Frau. Sein Schwiegervater beglich regelmässig die Defizite im notorisch überzogenen Budget der Schule.

Gustav Wyneken ist 1910 vom Staatsministerium des Herzogtums Sachsen-Meiningen zum ersten Male entlassen worden. Der Grund waren die mangelnden Leistungen seiner Schüler und sein schlechter Unterricht (Dudek 2001). Nach dem Krieg arbeitete er kurzfristig für die Schulbehörden in Berlin und Bayern, kam aber über Programmentwürfe der „neuen Erziehung“ nicht hinaus. Er war als Berater des preussischen Kultusministers Konrad Haenisch<sup>26</sup> für den so genannten „Schulgemeindeerlass“ verantwortlich, der vorsah, die Reform der höheren Schulen nach dem verlorenen Krieg an dem Konzept der „Freien Schulgemeinde“ auszurichten, also an Wynekens Idee. Dazu kam es allerdings nicht; der Erlass löste in seiner ursprünglichen Form scharfe Proteste bei Eltern und Lehrkräften aus, die eine freie Schulgemeinde à la Wyneken anstelle des Gymnasiums und der Volksschule rundweg ablehnten.

1919 wurde Wyneken erneut Leiter der Freien Schulgemeinde Wickersdorf. In diesem Jahr hatte die Schule 120 Schülerinnen und Schüler, die von 12 Lehrkräften unterrichtet wurden. Wyneken ist im Laufe des Jahres von dem zwanzigjährigen Studenten und Hilfslehrer Kurt Hoffmann wegen sexuellen Missbrauchs angezeigt worden. Wyneken stellte sich der Polizei, nachdem er zuerst ins Ausland geflohen war. Die Opfer waren der zwölfjährige Heinz Herrmann und der siebzehnjährige Viktor Behrens, beide Mitglieder von Wynekens „Kameradschaft“, also der Gruppe von Schülern, mit denen er zusammen lebte. Der Vorfall ist in den Gerichtsakten genau beschrieben und basiert auf den Aussagen der beiden Opfer. Von „erotischer Hörigkeit“ zweier anderer Schüler war schon vorher die Rede (Ebermayer 1982, S.112).

Gustav Wyneken ist 1921 vom Landgericht Rudolstadt in erster Instanz wegen sexuellen Missbrauchs zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden, nachdem er sich vor Gericht mit dem platonischen Argument der „Knabenliebe“ verteidigt hatte. Das zweistündige, schriftlich abgefasste Plädoyer erschien im Herbst 1921 als Broschüre mit dem

<sup>25</sup> Wolfgang Günther Wyneken wurde am 1. August 1901 geboren er wurde nur acht Monate alt.

<sup>26</sup> Konrad Haenisch (1876-1925) war von November 1918 bis 1921 preussischer Kultusminister und der erste Sozialdemokrat in diesem Amt.

Titel *Eros* (Wyneken 1924). Auf diese Schrift bezieht sich die Diskussion über den „pädagogischen Eros“ bis heute, nicht jedoch auf den Prozess selbst und die dort verhandelten Tatbestände. Die Aussagen der Opfer spielen ebenso wenig eine Rolle wie das Umfeld oder die Reaktionen der Verteidiger und Gegner des Angeklagten, der in der Weimarer Republik eine in der Öffentlichkeit ebenso bekannte wie umstrittene Figur war.

Wyneken, der Ideologe des „pädagogischen Eros“, gab vor dem Landgericht Rudolstadt intime Nacktheit, Liebkosungen von seiner Seite und gemeinsame Nachtlager mit Knaben seiner „Kameradschaft“ zu, bestritt aber sexuelle Handlungen, die jedoch durch die Aussagen der Opfer deutlich belegt werden konnten. Gegen das Urteil wurde aus formalen Gründen Revision eingelegt, der das Reichsgericht in Leipzig stattgab. Die Revisionsverhandlung ein Jahr später bestätigte das Urteil.

Das Urteil erschütterte das Bild, das sich seine zahlreichen Anhänger von Wyneken machten, nicht. Dazu trug auch bei, dass er überraschend amnestiert wurde und seine Strafe gar nicht antreten musste. Er konnte so als unbescholten gelten und war weiterhin als Autor und vor allem Redner gefragt. Trotz der Verurteilung blieb Wyneken die Leitfigur der Freien Schule Wickersdorf, die als linkes Vorzeigeobjekt gehandelt wurde. Angriffe gegen Wyneken wurden sofort politisiert und galten als Angriffe der „Reaktion“ auf die Idee der neuen und ganz anderen Schule.

So hat 1999 auch die Odenwaldschule reagiert, als zum ersten Male Vorwürfe gegen den früheren Schulleiter Gerold Becker öffentlich wurden. Becker wurde von ehemaligen Schülern beschuldigt, jahrelang sexuellen Missbrauch begangen zu haben, was die Schule intern auch zugeben musste, während nach aussen alles getan wurde, den Ruf der Schule als Flaggschiff der deutschen Reformpädagogik zu wahren. Das gelang auch, die Vorwürfe wurden nicht weiterverfolgt, Gerold Becker blieb unbehelligt und konnte weiterhin die Landerziehungsheime als die grosse, vorbildliche Errungenschaft der deutschen Reformpädagogik hinstellen. Die „pädagogische Provinz“ blieb das Unterscheidungsmerkmal.

Im März 2010 brach dieses fiktive Gebäude angesichts massiver Aussagen von Opfern zusammen. Becker legte auf Druck seiner Berater ein mageres Geständnis ab, ohne sich je mit den Vorwürfen auseinanderzusetzen oder gar Schuld einzugestehen. Er starb am 7. Juli 2010 in Berlin. Vier Jahre später musste die deutsche Pädagogik erleben, wie in dem Spielfilm *Die Auserwählten* Gerold Becker und sein Freund Hartmut von Hentig als Pädophile dargestellt wurden, die einander zugearbeitet haben. Ob das so war, ist nicht erwiesen, aber gegen die Darstellung im Film hat bislang niemand protestiert.

Beckers Tod hatte ein Nachspiel, das zu der Geschichte der beiden Pädagogen passt und auch ihre Sicht auf die Welt offen legt. Am 12. Juli erschien in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung die Todesanzeige,<sup>27</sup> die starke mediale Reaktionen auslöste und zu heftiger Kritik führte. Der Grund ist ein längeres Zitat von Goethe,<sup>28</sup> das dem Gedichtzyklus *Zahme Xenien* von 1815 (Ausgabe letzter Hand 1827) entnommen ist. Gerold Becker hat das Gedicht und den zitierten Vers persönlich für die Todesanzeige ausgewählt, wie er überhaupt seinen Tod und die Strategien des Gedenkens selbst festgelegt hat. Er wollte auch am Ende die Kontrolle nicht verlieren.

<sup>27</sup>Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 158 vom 12. Juli 2010, S. 30. Bereits zuvor ist die Anzeige in der Süddeutschen Zeitung erschienen (SZ vom 10. Juli 2010, S. 20).

<sup>28</sup>Auch Hentigs Dissertation ist ein Goethe-Zitat vorangestellt, das dem Vorwort zur ersten Ausgabe der Farbenlehre entnommen ist (Hentig 1953, S. 1).

Ob er mit den Reaktionen gerechnet hat und bewusst provozieren wollte, ist nicht klar. Aber die Todesanzeige löste wiederum Empörung aus und sorgte für das letzte grosse mediale Echo. Danach war Hartmut von Hentigs Sturz nicht mehr aufzuhalten. Nun gab es keine Apologeten mehr, die wie zuvor Adolf Muschg oder Antje Vollmer für Hentig oder für Becker Partei ergriffen hätten. Der Versuch des Gedenkens war für Hentig gleichbedeutend mit dem Schlimmsten, das ihm passieren konnte, nämlich dem Verlust der öffentlichen Anerkennung.

Das Zitat soll offenbar Hentigs und Beckers Situation nach Enthüllung des Missbrauchs und der Täterschaft Beckers spiegeln; aber wenn damit ein Zeichen gesetzt werden sollte, so konnte es angesichts der Tatbestände nur Empörung auslösen. Lesbar war das Zitat einzig als trotziges Leugnen oder uneinsichtiges Verdrängen, während es vermutlich heroisch gemeint war, als protestantische Widerständigkeit in einer Welt voller Teufel. Hentig (2010) sprach im Vorfeld von einer „aufgeblähten pornografischen Berichterstattung“. Eine solche Welt kann nicht Recht haben und schon gar nicht einem Freund gegenüber, was immer der getan haben mag.

Die Todesanzeige sollte wohl auch die noch vorhandenen familiären Bindungen des Verstorbenen spiegeln, aber dieser Eindruck entstand nicht, weil das Goethe-Zitat alles überlagert und den Blick gefesselt hat. Von dort aus gelesen gibt die Anzeige Einblick in den Kult der Freundschaft unter Männern, die höher steht als Schuld, und sei diese noch so evident.

Offenbar kann einem Freund, den man liebt, alles verziehen werden, wenn er nur der Freund bleibt. Die Treue ist ebenso fest wie unantastbar und das Wort gilt, nicht die Tat. Jedes Tun ist entschuldigbar, wenn nur der Eros der Freundschaft gegeben ist. Platon lieferte dafür die passende Philosophie, die ebenfalls nicht angetastet werden darf, wenn eine sehr illusionäre Identität, die von zugeschriebener Grösse lebt, erhalten bleiben soll.

Zitiert wird in der Anzeige folgender Vers aus den *Zahmen Xenien*:

„Die Feinde, sie bedrohen dich,  
Das mehrt von Tag zu Tage sich;  
Wie dir doch gar nicht graut!“  
Das seh' ich alles unbewegt,  
Sie zerren an der Schlangenhaut,  
Die jüngst<sup>29</sup> ich abgelegt.  
Und ist die nächste reif genug,  
Ab streif' ich die sogleich  
Und wandle neu belebt und jung  
Im frischen Götterreich.  
(Zahme Xenien, V; Goethe 1996, S. 323/324).

Man kann den Vers so lesen: Das „Ich“ ist Becker, das „du“ Hentig. Die „Feinde“, die Hentig bedrohen, waren auch seine Feinde. Es sind die, die Hentig zum ersten Male in seinem Leben gegen sich hatte, die deutschen Leitmedien, die ihm bis dahin immer offenstanden, die intellektuellen Eliten, die sich mit ihm schmückten, die sonst ihm gegenüber meist servilen

<sup>29</sup> In der Anzeige steht „längst“ statt „jüngst“.

oder ignoranten Erziehungswissenschaftler und seine zahllosen Anhänger, die ihm im Januar 2010 noch zugejubelt hatten und nun scharenweise von ihm abfielen. Es gibt für einen solchen Sturz in der Geschichte der Pädagogik kein Beispiel.

Goethes Gedicht ist ein letzter Hinweis auf Beckers Leben. Der Päderast sieht sich mit Goethe von den Häutungen seines Lebens her, was dem tatsächlichen Leben Gerold Beckers ziemlich nahekommt. An der Haut ist zuletzt gezerrt worden, aber er hatte sie längst abgelegt und die neu gewachsene hat er noch reifen lassen und dann auch abgestreift. Nun kann er den Feinden die lange Nase zeigen, der Eros bleibt ihm und die irdische Schlange ist überwunden. Ausser seinem Bild lässt er nichts zurück, keine Schuld und keine Scham, platonisch jung und neu belebt wandelt er im Götterreich.

So strahlend soll er im Gedächtnis bleiben. Am 12. Juli 2010 konnte man an der Täterschaft Beckers keinen begründeten Zweifel mehr haben. In der Anzeige wird nahegelegt, dass Becker wie in einem Jungbrunnen auferstehen wird und sich selbst erlösen kann, ohne jegliches Gedenken an die Opfer, die doch nicht länger zu leugnen waren. Am Ende wird eine Vorstellung von den Taten gegeben, die man nur höhnisch nennen kann. Man kann sie abstreifen wie eine alte Haut. Hentig hat offenbar nichts dabei gefunden und Beckers letzten Wunsch erfüllt. Auch sein Zugeständnis von Beckers Schuld ein Jahr später war nicht mit einem Lossagen verbunden. Es ist denkwürdig, dass ein Platoniker Nibelungentreue zeigt und dabei Goethe bemüht.

### *Literatur*

### Quellen

Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung in Preussen. Im Auftrage des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten und unter Benutzung der amtlichen Quellen herausgegeben von F. Stiehl. Jahrgang 1865. Berlin: Verlag von Wilhelm Hertz 1865.

Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf. Eine Propagandaschrift, welche aus der Praxis einer Reformschule heraus deren Grundsätze und Erfahrungen darstellt. Mit Abbildungen. Wickersdorf: Freie Schulgemeinde Wickersdorf (1912).

Dr. K.M.: Der Eros und die Landerziehungsheime. In: Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur Jg. 10, Heft 7/8 (1924), S. 318-323.

Ebermayer, E.: Gustav Wyneken. Chronik einer grossen Freundschaft. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Dipa-Verlag 1982.

Fichte, J.G.: Werke. Hrsg. v. I. H. Fichte. Band VII: Zur Politik, Moral und Philosophie der Geschichte. Berlin: Walter de Gruyter&Co. 1971.

Forel, A.: Die Faktoren des Ich. In: Die Zukunft IX. Jg., Nr. 41 (1901).

Forel, A.: Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande. 2. Aufl. Stuttgart: E. Moritz 1905.

Führer durch die Lehr- und Erziehungsinstitute Deutschlands. 1914. Hrsg. v. D. Diehne. Berlin-Schöneberg: Märkische Buch- und Kunstdruckerei Reinius&Limann 1914.

Geheeb, P.: Die Zukunft des Landerziehungsheims. In: Das Alumnat Jg. 1. H. 3 (1912), S. 103-109.

Geheeb, P.: Briefe. Mensch und Idee in Selbstzeugnissen. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1970.

Goethe, J.W.: Briefe. Band III. Hrsg. v. B. Morawe. Hamburg: Christian Wegner Verlag 1965.

- Goethe, J.W.: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erster Teil. 3. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1975.
- Goethe, J.W.: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Zweiter Teil. M. e. Nachw. v. W. Flitner. 3. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1974.
- Goethe, J.W.: Gedichte. Hrsg. u. komm. v. E. Trunz. 16. durchges. Aufl. München: C.H. Beck 1996.
- Hentig, H. v.: Thokydides Sophos. Ph.D. University of Chicago, Department of Greek Language and Literature. Chicago, Illinois 1953.  
(Benutztes Exemplar: Bayerische Landesbibliothek München 2011.37714).
- Hentig, H. v.: „Was habe ich damit zu tun?“ In: Die Zeit Nr. 13 vom 25. März 2010, S. 19.
- Morf, H.: Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung, Erster Theil: Pestalozzi's Wirksamkeit bis in die Mitte des Burgdorfer Aufenthaltes. Zweite vermehrte Auflage. Winterthur: Buchdruckerei von Bleuler-Hausheer&Co. 1868.
- OSO-Hefte: Berichte aus der Odenwaldschule Neue Folge Heft 10 (1985).
- Pestalozzi, J.H.: Sämtliche Werke Kritische Ausgabe. Hrsg. v. A. Buchenau/E. Spranger/H. Stettbacher. Band 13: Schriften aus der Zeit von 1799-1801. Hrsg. v. H. Schönebaum/K. Berlin/Leipzig: Walter de Gruyter&Co. 1932.
- Placzek, S.: Freundschaft und Sexualität. 6., wenig veränderte Auflage. Berlin/Köln: A. Marcus&E. Webers' Verlag 1927.
- Schulthess, J.G.: Trauungs-Rede Hr. Johann Gottlieb Fichte und Jgfr. Johanna Maria Rahn, gehalten zu Baden ..., den 22. October 1793. S.n. 1793.
- Wyneken, G.: Eros. Sechzehntes bis siebzehntes Tausend. Lauenburg/Elbe: Adolf Saal Verlag 1924.

## Darstellungen

- Bohrer, K.-H.: Granatsplitter. Erzählung einer Jugend. München: Carl Hanser Verlag 2012.
- Dudek, P.: „...dass Unterricht und Erziehung von dem Geist einer ungesunden Kritik beherrscht werden“. Gustav Wynekens Konflikt mit der Staatsregierung Sachsen-Meinings. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung Band 7 (2001), S. 287-303.
- Greven Schalit, M.: Pädagogische Provinzen. Johann Michael von Loens Der redliche Mann am Hofe und Goethes Wilhelm Meisters Wanderjahre. Göttingen: V&R unipress 2012.
- Labhart, D.: Das Schweizerische Landerziehungsheim Glarisegg. Ein Bezug zum Thurgau. In: D. Miller/J. Oelkers (Hrsg.): Reformpädagogik nach der Odenwaldschule - wie weiter? Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2014, S. 106-121.
- Labhart, D.: Das Landerziehungsheim Glarisegg. Eine Untersuchung der internen und externen Kommunikation. Lizentiatsarbeit Universität Zürich, Institut für Erziehungswissenschaft. Ms. Zürich 2014a.
- Oelkers, J.: Eros und Herrschaft. Die dunklen Seiten der Reformpädagogik. Weinheim/Basel: Beltz Verlag 2011.
- Siegenthaler, K./Vellacott, C.: Paul Geheeb - Held seiner ehemaligen Schüler und Schülerinnen? Inszenierung und Beschreibung anhand ausgewählter Briefkontakte mit seinen ehemaligen Schülern und Schülerinnen der Odenwaldschule. Masterarbeit Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich (Lehrstuhl Allgemeine Pädagogik). Ms. Zürich 2012.